

Zu wenig Liebe für unsere Söhne?

Teil 1

Christian Pfeiffer

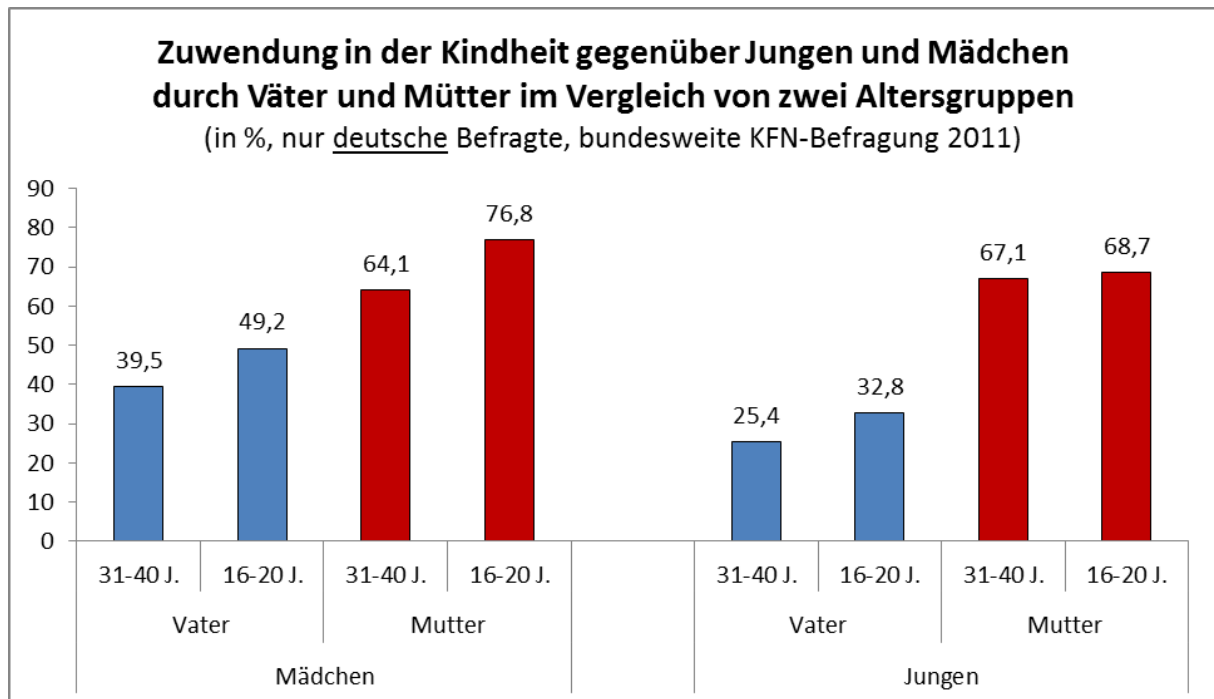
Die meisten Söhne erfahren in ihrer Kindheit von ihren Vätern und neuerdings auch von den Müttern deutlich weniger Liebe als die Töchter. Auch in Kindergärten und in der Grundschule wird den Mädchen mehr positive Aufmerksamkeit entgegengebracht als den Jungen. Im ersten Teil des Textes wird das Ausmaß dieser Ungleichbehandlung beschrieben. Im zweiten Teil wird es dann im nächsten Centaur um Erklärungen, Auswirkungen und mögliche Gegenstrategien gehen.

Der 13-jährige Max wächst als mittleres Kind mit einer 9-jährigen und einer 14-jährigen Schwester auf. Immer wieder hat er erlebt, dass sein Vater die beiden Mädchen häufig in den Arm nimmt und mit ihnen richtig schmust. Dem Max streicht er dagegen höchstens mal mit der Hand über den Kopf – und das auch nur selten. Oft schimpft er ihn, weil er mal wieder schlechte Noten nach Hause gebracht hat oder sich davor drückt, im Haushalt mitzuhelfen. Und wenn Max dann trotzig reagiert, setzt es schon mal eine kräftige Ohrfeige. Auch die Mutter zeigt ihm gegenüber weniger Liebe als im Kontakt zu den Schwestern.

Max traut sich zwar nicht, diese Zurücksetzung gegenüber den Schwestern offen anzusprechen. Aber er ist deswegen schon oft sauer und gereizt. Schrittweise zieht er sich aus seiner Familie zurück. Nachmittags und zunehmend auch am frühen Abend hängt er lieber mit einer Gruppe von Jugendlichen herum, die richtig verbotene Sachen machen – Graffiti sprühen, im Laden klauen und Haschisch rauchen. Zudem hat er sich mehrfach mit einem dieser Freunde, der in seine Klasse geht, dazu verabredet, die Schule zu schwänzen und dann bei diesem Jungen heimlich in ziemlich brutale Computerspiele einzusteigen. Kein Wunder, dass er schulisch immer mehr in die Krise gerät und zuhause Ärger bekommt.

Die Frage, ob die Geschichte von Max typisch für viele Jungen ist, konnten wir in den letzten zwanzig Jahren am Kriminologischen Forschungsinstitut Niedersachsen wiederholt untersuchen. Eine zentrale Frage war dabei jeweils, wie die Eltern mit ihren Söhnen und Töchtern umgehen. Zuletzt war das 2011 der Fall, als wir mit finanzieller Unterstützung durch das Bundesforschungsministerium bundesweit eine Zufallsstichprobe von 11.500 16- bis 40-Jährigen befragen konnten. Die Intensität elterlicher Liebe haben wir dabei mit drei Fragen zur Häufigkeit des elterlichen Lobens, des Tröstens (wenn man geweint hat) und des in den Arm Nehmens/Schmusens erfasst. Die Teilnehmer konnten jeweils ankreuzen, ob sie diese verschiedenen Formen der Zuwendung durch Vater oder Mutter in ihrer Kindheit nie, selten, manchmal, oft oder sehr oft erlebt haben. Unsere Auswertungen haben gezeigt, dass vor allem das häufige (oft oder sehr oft) in den Arm nehmen/Schmusen als Indikator für elterliche Liebe gelten kann. Nachfolgend werden deshalb nur die Befunde zu diesem Teilaspekt der mütterlichen oder väterlichen Zuwendung dargestellt.

Dank der großen Teilnehmerzahl wurde es möglich, nach drei Altersgruppen zu unterscheiden: den 16- bis 20-Jährigen, den 21- bis 30-Jährigen und den 31- bis 40-Jährigen. Die nachfolgende Abbildung zeigt im Vergleich die Antworten von 16- bis 20-Jährigen und 31- bis 40-Jährigen auf, wie stark sich die elterliche Zuwendung im Verlauf von 15 bis 20 Jahren gegenüber Söhnen und Töchtern verändert hat. Die Befunde zur mittleren Altersgruppe werden nicht einbezogen, weil sie durchweg zwischen den dargestellten Prozentwerten der beiden anderen Altersgruppen liegen. Die Prozentwerte beziehen sich nur auf deutsche Befragte.



Die Abbildung zeigt, dass die weiblichen 16- bis 20-Jährigen in ihrer Kindheit im Vergleich zu den 31- bis 40-Jährigen sowohl durch ihre Väter wie durch die Mütter deutlich mehr Zuwendung erfahren haben. Der Anteil der von den Vätern sehr liebevoll behandelten Töchter ist im Verlauf der 15 bis 20 Jahre von 39,5 % um 9,7 Prozentpunkte auf 49,2 % angestiegen. Im Hinblick auf die mütterliche Liebe ergibt sich sogar eine Zunahme um 12,7 Prozentpunkte von 64,1 auf 76,8 %. Zu den männlichen Befragten zeigt sich zunächst, dass der Zuwachs der von ihnen erfahrenen mütterlichen Liebe im Vergleich der beiden Altersgruppen mit einem Plus von 1,6 Prozentpunkten sehr klein ausfällt (von 67,1 % auf 68,7 %). Die väterliche Liebe ist gegenüber den Söhnen zwar etwas stärker angewachsen (von 25,4 % auf 32,8 % aller Befragten). Allerdings wird an diesen Zahlen gleichzeitig etwas sehr deutlich: Trotz des Anstiegs haben von den 16- bis 20-Jährigen mehr als zwei Drittel Väter erlebt, die entweder nicht willens oder nicht in der Lage waren, ihre Söhne durch häufiges in den Arm Nehmen und Schmusen zu zeigen, dass sie sie lieb haben. Von den 31- bis 40-jährigen Befragten berichten das sogar drei Viertel.

Stellt man bei der Betrachtung der Daten den Geschlechtervergleich in den Vordergrund, dann demonstrieren die Zahlen zum einen, dass die von den Vätern ausgehende Bevorzugung der Töchter im Verlauf von 15 bis 20 Jahren leicht angewachsen ist. Zum anderen wird

deutlich, dass die Söhne bei den Müttern ihre frühere Vorrangstellung eingebüßt haben. Während sie in den 80ziger und 90ziger Jahren noch etwas stärker geliebt wurden als die Töchter (67,1 zu 64,1%) stehen letztere heute klar vor den Söhnen (76,8 zu 68,7%).

Im Rahmen der Untersuchung haben wir auch Daten zum **Schlagen der Kinder durch ihre Eltern** erhoben. Hier zeichnet sich zum Wandel der elterlichen Liebe eine weitgehend entsprechende Entwicklung ab. Während die 31- bis 40-jährigen Frauen in ihrer Kindheit noch erheblich häufiger als die gleichaltrigen Männer massiven Schlägen mit der Faust oder mit Gegenständen ausgesetzt waren (16,9% zu 14,1%) hat sich das im Verlauf der folgenden 15 bis 20 Jahre gewandelt. Die weiblichen 16- bis 20-Jährigen sind in ihrer Kindheit nur noch zu 6,4% massiv geschlagen worden, die männlichen dagegen zu 7,8%. Von dem von mir im Centaur Nr. 2/2012 beschriebenen Wandel der Erziehung („Weniger Hiebe, mehr Liebe“), haben also die Mädchen weit stärker profitiert als die Jungen.

Die aus den Daten ablesbare Bevorzugung der Mädchen bestätigt sich auch, wenn man das einbezieht, was internationale Spitzenforscher zur **Erziehung in Kindergärten** ermittelt haben (Ahnert, Pinquart und Lamb, 2006). Sie hatten über 40 Studien zu Erzieherinnen-Kind-Beziehung aus unterschiedlichen Ländern ausgewertet. Dabei zeigte sich, dass die Beziehungen der Jungen zum Erziehungspersonal der Kindergärten generell schlechter ausfielen als die der Mädchen. Das Autorenteam sieht diesen Befund primär als Folge davon, dass in den Kindergärten fast nur Frauen beschäftigt sind, denen es offenkundig leichter fällt zu Mädchen einen guten Kontakt herzustellen als zu Jungen. Dazu passt der Befund einer deutschen Kindergartenstudie von Sturzbecher, Großmann und Welskopf aus dem Jahr 2001. Sie hatten bei ihrer Befragung von 6-jährigen Kindern herausgefunden, dass Mädchen aus eigener Sicht von den Erzieher/innen mehr Kooperation, Hilfe, Trost und Bekräftigung ihrer Ideen und seltener emotionale Abwehr und Einschränkungen erfahren haben als Buben.

Ergänzend dazu konnten wir am KFN 2007/2008 durch eine Zufallsstichprobe von 8.000 Viertklässlern aus 30 Städten und Landkreisen untersuchen, ob Jungen und Mädchen an **Grundschulen** ungleich behandelt werden. Dank eines Anteils von 10,8% männliche Klassenlehrer wurde es so möglich zu klären, ob Jungen, die primär von Männern unterrichtet werden, aus ihrer Sicht eine bessere Behandlung erfahren als Mädchen und ob letztere davon profitieren, wenn eine Frau für die Klasse verantwortlich ist. Alle Kinder hatten wir darum gebeten, ihre Klassenlehrer im Hinblick auf drei Merkmale mit Schulnoten von 1 bis 6 zu bewerten: Gerechtigkeit, spannender Unterricht und Wärme/Unterstützungsbereitschaft („Wie nett ist er/sie Dir gegenüber?“).

Zur Frage, wie die Klassenlehrer im Hinblick auf die **Gerechtigkeit** abgeschnitten haben zeigt sich, dass männliche Pädagogen von Jungen erheblich kritischer bewertet worden sind als von den Mädchen (J: 2,4, M: 2,1). Auch die weiblichen Lehrkräfte werden hier von den Mädchen mit 1,9 deutlich besser benotet als von den Jungen (2,3). Zur Frage, wie spannend der Unterricht war, ergeben sich erwartungsgemäß geringere Unterschiede, weil sich die Lehrer hier der gesamten Klasse und weniger den einzelnen Schülern zuwenden. Die männlichen Klassenlehrer haben hier sowohl von den Jungen wie den Mädchen die Note 2,5

erhalten. Die Frauen sind von den Jungen mit 2,5 etwas kritischer beurteilt worden als von den Mädchen (2,3).

Besondere Aufmerksamkeit verdient der Aspekt, wie die Jungen und Mädchen ihre Klassenlehrer im Hinblick auf deren „Nettigkeit“ bewerten, wie sie also deren **Wärme und Zuwendung** benotet haben. Die Mädchen geben hier sowohl den weiblichen als auch den männlichen Lehrkräfte mit 1,6 bzw. 1,7 deutlich bessere Noten als die Jungen (2,0 bzw. 2,1). Damit zeigt sich ein überraschendes Gesamtbild: Die Erwartung, Jungen würden primär bei männlichen Klassenlehrern richtig aufblühen und sich von ihnen wesentlich gerechter und netter behandelt fühlen, hat sich nicht bestätigt. Im Gegenteil: Die Mädchen haben ihren männlichen Klassenlehrern zu beiden Merkmalen bessere Noten gegeben als die Jungen. Letztere kommen mit den Frauen sogar besser klar als mit den Männern. Die häufig von Elternverbänden, Journalisten und auch Politikern zu hörende These, eine deutliche Erhöhung des Anteils der männlichen Lehrer an den Grundschulen würde die offenkundigen Verhaltens- und Leistungsprobleme der Jungen lösen, wird damit von unseren Forschungsbefunden nicht gestützt.

Doch womit ist es zu erklären, dass die Mädchen heute in der Familie, im Kindergarten und in der Grundschule durchweg mehr Liebe und Zuwendung erhalten als die Jungen? Welche Auswirkungen hat diese Ungleich-Behandlung auf das Selbstbewusstsein, die Lebenszufriedenheit, die Schulnoten und das soziale Verhalten der Jungen? Und wie sollte man dieser Benachteiligung der Jungen entgegenwirken? Mit diesen Fragen werde ich mich in meinem nächsten Centaur-Beitrag auseinandersetzen.